Josephs des Zweiten Schweizerreise

Autor(en): **Keller, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Taschenbücher der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **- (1896)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-109258

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Josephs des Zweiten Schweizerreise.

Als Joseph II. Ende Mai 1777 seine politische Reise nach Paris antrat, um des königlichen Schwagers aufkeimende Abneigung wider Habsburg rechtzeitig zu ersticken und der leichtlebigen Schwester stoische und philanthropische Zusprüche zu erteilen, jubelte die offizielle Presse Frankreichs dem „Illustre Voyageur“ im Tone preisender Bewunderung entgegen. Noch hatte der Fürst die Grenzen des Landes nicht überschritten, und schon erschien in zweiter Auflage ein der französischen Königin gewidmeter Band von anderthalbhundert Seiten, angefüllt mit einer Masse zusammengeraffter Anekdoten, darin alles irgend Merkwürdige, was während seiner Anwesenheit in Straßburg, zu Paris, in der Normandie, der Bretagne und im Poitou von ihm gesagt wurde und gesagt werden konnte, poetischen und prosaischen Ausdruck und jedenfalls unrückhaltige Zustimmung fand. Da hieß es in einem griechischen Idyll, dessen Übersetzung in fünf Sprachen beigefügt ist, damit alle Völker Europas von dem im Grunde höchst bedeutungslosen Inhalte unmittelbar sich Kenntnis zu verschaffen imstande wären: „Ohne Pracht, ohne Begleitung ist ein Ausländer als Mensch, nicht als Herrscher, unter uns erschienen. Bescheidenheit er-

blickt man in seiner Kleidung und seinem Aufzuge und Mäßigkeit bei seiner Tafel; dem über seinem Anblicke frohlockenden und mit Bewunderung erfüllten Volke sucht er sich zu entziehen. Aus allen seinen Handlungen aber leuchtet die Menschenfreundlichkeit und Herrlichkeit eines Gottes hervor; ja, er selbst ist ein Gott!"

Seit der mittelalterliche Karl V., um die Genter zu züchtigen, seinen Zug durch Frankreich nahm, hatte dieses Land keinen römischen Kaiser mehr gesehen: dieser Joseph nun vereinigte alle Fürstentugenden in sich und entschädigte dergestalt für alle bisherigen Entbehrungen! Ein anderer Karl, seines Namens der IV., der Luxemburger, war gerade vierhundert Jahre vor dem Grafen von Falkenstein, wie, nach einer von ihm erworbenen Rheinlandschaft, Maria Theresias Sohn auf Reisen sich nannte, auch zu Paris gewesen: aber was für ein Abstand zwischen diesen beiden gekrönten Häuptern! Jenen verlangte es nicht, die Studierzimmer der Philosophen, die Werkstätten der Künstler, die Versammlungen der führenden Geister des Zeitalters, die Waisen- und Armenhäuser, die Gerichtshöfe, überhaupt alles zu sehen, was dort einen um die gemeine Wohlfahrt und Aufklärung besorgten Weisen und Menschenfreund anziehen mußte; er blieb in den kalten Regionen eines Monarchen der altfränkischen Welt und trat auf in feierlich blendendem Prunk; im Theater fand er gar nur Geschmack an jenen lächerlichen Stücken, welche Haupt- und Staatsaktionen dem äußern Auge darstellten, als an der Erstürmung der heiligen Stadt durch Godofrid von Bouillon, — für Pièces, wie sie das neue Frankreich in den letzten Jahrzehnten geschaffen, Tragödien à la Mahomed, welche zum Herzen der Gesetzgeber und Könige sprachen,

hätte der zopfige Figurant natürlich keine Ader besessen! Wie viel anders der „Titus moderne“! Der war groß genug, das große Frankreich der Gegenwart zu bewundern und das größere Frankreich der Zukunft zustimmend zu verstehen!

In einem solchen Stil redeten offizielle Darstellungen von der Kaiserfahrt. Es ist doch jetzt bekannt, daß Josephs Plan, den Gedanken Ludwigs XVI. eine ernstere und politisch zeitgemäßere Richtung zu verleihen, durchaus fehlschlug. Und wenig spätere Nachrichten gaben denn auch Urteilen Ausdruck, welche bewiesen, daß der Franke nicht nur Zierliches zu sagen vermöge: „peu aimable, une mauvaise copie de Frédéric, Charles XII manqué“ hieß es nun, nachdem die Festglocken eben erst verstummt waren. In höheren Kreisen verstand man es aber trefflich, mißbeliebige Thatsachen totzuschweigen. Wer im weiteren Publikum erfuhr denn damals, daß der Gemahl der Marie Antoinette es geflissentlich vermieden, an der Seite seines erlauchten Schwagers sich öffentlich sehen zu lassen?

Diese Thatsache entbehrt freilich der amtlichen Beglaubigung. Wenn man aber für die Wanderfahrt des erlauchten Fürsten einzig auf die Archive angewiesen wäre, so gäbe es wenig genug darüber zu melden. Auch soweit die Schweiz von ihr berührt wurde. Die Zeitungsblätter, damals noch durchweg wenigstens halb offiziell, versuchten mit tönenden Redewendungen möglichst wenig zu sagen; Wiedergabe politischer Stimmungen oder Erwägungen darf man von ihnen nicht erwarten. Männer von Urteil sprachen dieses etwa unter einander aus, mündlich oder schriftlich, schon darum zurückhaltend, weil der junge Habs-

burger faſt überall gemiſchte Gefühle wachrief. Nur ganz ſelten tritt der Ausdruck naiver Empfindung auf. So zeichnete ländliche Schaffhauſer Poeſie einer Planke die merkwürdige hiſtoriſche Thatſache ein:

Auf dieſem Brätt, thu's nicht vergäſſen,
Iſt Joſephus der 2., römiſcher Kaiſer, geſäſſen,
Iſt drauf gefahren über den Rhein:
Bräg's deinen Kindeskindern ein!

Ein andrer, aus ganz anderer Umgebung, machte ſeinem allgemeinen Regentenhaß auf der Rückſeite des Kaiſerporträts zu Langenbruck in dieſer Weiſe Luft:

Maudit soit le flatteur indigne
Qui regarde comme un bonheur
De loger chez soi l'Empereur!
Car s'il m'eut fait l'honneur insigne
Chez moi d'entrer un seul moment,
J'aurois brulé décidément
Mon humble et petite chaumière.
L'asyle de la liberté
Ne doit jamais être infecté
Par le despote à tête altière.
Je haïs tous Monseigneurs,
Je crains les Eminences,
Je ne puis supporter surtout les Excellences;
Mais c'est pour moi le comble de l'horreur,
Que de penser à l'Empereur.
Agissés et parlés comme moi, je vous prie,
O Suisses, mes Concitoyens;
Et ce seront les seuls moyens
D'écarter de nos monts l'affreuse tyrannie
Qui semble dés long-tems menacer la Patrie!

Zwiſchen dieſen äußerſten Gegenſätzen bewegen ſich die einſchlägigen Nachrichten. Überhaupt aber gilt: wer darin etwa jene liebenswürdige Potentatengeſtalt voll Leutſeligkeit

und Gemüt, wie Hebel sie darstellt, zu finden meint, wird oft recht unangenehm enttäuscht.

Mit dem Erfolg seiner Reise war der Kaiser selber für's erste offenbar übel genug zufrieden. Hatte er während beiläufig zehn Wochen in Frankreich das Denkbare gethan, um sich bei den Durchschnittsfranzosen beliebt zu machen, so ließ er bei seinem nun folgenden kurzen Aufenthalt in der Schweiz von einer solchen Absicht wenig genug merken.

Genf, wo er am 13. Juli eintraf, war damals noch ein nur von sich selbst abhängiger Freistaat; wer darin souverain sei, galt seit Jahrzehnten als Tagesfrage, und es ging trotz der Kleinheit dieser Republik hier gewohntermaßen gallisch lebhaft her. Herkommen und Philosophie rieben sich zum großen Ärger der Eidgenossen unaufhörlich aneinander. Wenn Rousseau und Voltaire ihr Paris satt hatten, so gingen sie nach Genf und nahmen sehr merklichen Anteil an dem Sturm im Glas Wasser. Diesmal saß der achtzigjährige Nestor des französischen Parnasses zu Ferney, dicht vor den Thoren der Stadt, aber auf königlicher Erde. Voltaire verfügte über ein Jahreseinkommen von 150,000 Livres; was mehr ist: er war in jener Zeit wirklicher König im Reiche des neuen Geistes und Ferney dessen Residenz. Er fürchtete außer den Monarchen und Bischöfen niemand; sie zeigten ihre Ehrerbietung vor ihm nicht minder durch Furcht und ließen ihn gewähren, wenn er, wie sonst keiner, ihr Ansehen und ihre Macht unterwühlte. Der Papst duckte sich, die weltlichen Fürsten lächelten Beifall und sandten allwöchentlich Kurriere, um zu erfahren, wie es mit seiner Gesundheit stehe. Nach Ferney machte damals eine Pilgerfahrt, wer aus der gebildeten Klasse freiwillig oder des Landes verwiesen auf Reisen ging: „jede Straße führte

nach Ferney, wie ehedem jede nach Rom". Voltaire hatte vor einem Jahre, nachdem er für das Ländchen Gex und Ferney eben fast gänzliche Steuerfreiheit bewirkt, zu sterben gewünscht; die Huldigungen der Großen und Kleinen waren ihm ekel und der gebrechliche Leib zur Last geworden. Aber jetzt flackerte sein Lebensflämmchen von neuem hell auf: er, der sonst erst zu Mittag aufstand, ließ schon morgens um acht Uhr die große Perrücke sich aufsetzen und warf sich und seinen ganzen Hofstaat ins prächtigste Festgewand; außerordentliche Zurüstungen waren für eine Empfangsmahlzeit gemacht, auf der gegen 3 km langen Straße von Ferney nach Versoix jeder Stein entfernt worden. Aber Stunde an Stunde verrann, und kein Kaiser erschien. Wohl deutete der Kutscher an rechter Stelle hinüber nach Ferney, oder, wie Voltaire nachher ausstreuen ließ, es sprangen daselbst zwei unverschämte Menschen auf den Wagentritt und legten den Besuch zudringlich nahe; Joseph habe, empört über solche Frechheit, dem Schwager zugerufen, auf die Pferde loszuhauen und geradeaus zu fahren. Während in Genf die Konservativen einander zujubelten, es sei nichts geworden aus Ferney und den Festen „des alten Teufels", raffte dieser seine entsetzten Geister zu einem Witzwort auf: nachdem die großen Männer dem Habsburger alle blendenden Eigenschaften vorweggenommen mit Ausnahme der Bescheidenheit, die sie verschmäht, habe er jetzt auf diese sich geworfen und treibe Staat mit ihr! Aber mit Voltaires Fassung war es doch vorbei. Unbemerkt schlich er sich aus der glänzenden Gesellschaft der zum Feste Geladenen und erschien dann bald wieder in Schlafrock und Nachtmütze unter der halbgeöffneten Thür mit der Bitte: sie möchten einem kranken Greis nicht länger beschwerlich fallen!

Inzwischen war Voltaire nicht der einzige, dessen Erwartungen der Kaiser kreuzte. Zunächst bezog Joseph für die erste Nacht, vom Sonntag auf den Montag, sein Quartier außerhalb der Mauern Genfs. Die Aufwartung der städtischen Syndics und des französischen Residenten schlug er rundweg aus und schenkte dafür die Ehre seines persönlichen Besuches einem Russen, der, wie es hieß, vor Zeiten Geschäftsträger Peters des Großen bei Karl VI. gewesen, ferner dem Naturalienkabinet des Professors Saussure, der Gemäldesammlung Liotards, von dessen Töchtern die Kaiserin Mutter eine aus der Taufe gehoben, der Bibliothek, dem städtischen Hafenplatz. Der Antrag, auf einem Ball die Genfer Damen kennen zu lernen, erhielt allerhöflichsten Dank: er sei kein großer Tänzer und möchte sich bei einem so kurzen Besuch nicht schmerzliche Erinnerungen bereiten! Wann er denn verreise? sollte ein staatlicher Eilbote aus Bern in Erfahrung bringen.

Schon vor gut anderhalb Monaten hatten derartige Fragen die Gemüter der Obrigkeit an der Aare beschäftigt. Damals war bei Alt-Landvogt A. A. von Wattenwyl von Wien her ein bezüglicher Brief eingetroffen. Der Schreiber, ein Bürger von Nidau, stand als Offizier im Dienste des Feldmarschalls von Lascy, und dieser mußte als vertrauter Freund des Kaisers Auskunft wissen. Jenes Schriftstück nun hatte unzweideutig zu verstehen gegeben, daß man in höhern Beamtenkreisen über die Unberechenbarkeit Josephs klare Begriffe besitze. Nach vielerlei achselzuckender Einleitung fuhr der Briefsteller fort: Man möge nur den hohen Reisenden in seinem Inkognito beileibe nicht stören, sondern ihn in die Stadt kommen und ruhig seine Herberge beziehen lassen. Hierauf könnten eine oder zwei Standespersonen bei den,

die Spitze der Suite bildenden Grafen von Cobenzl und von Colloredo den bescheidenen Wunsch vortragen, zu erfahren, was der Graf von Falkenstein in Bezug auf die Art, wie die Republik Bern ihn empfangen solle, beliebe. Man möge bei diesen Herrschaften sich auch erkundigen, ob man ihn als Majestät anreden dürfe. Eine Ansprache an ihn solle man vermeiden und ja nur bei der gedachten Frage bleiben. „Ein solches Maßhalten in den Worten und im Zuvorkommen sind Sr. Majestät Behagen, und die Boten Berns werden über die Herablassung und die ausgesuchte Höflichkeit, mit der sie empfangen werden, nicht minder erstaunt sein, wie über alles, was Er sonst ihnen sagt. Se. Majestät wird sich vielleicht einige Augenblicke mit ihnen unterhalten und sie fragen, was man in der Stadt Merkwürdiges sehen könne?" Er dürfte alles, was sein Interesse zu fesseln imstande wäre, anzusehen geruhen, sofern man ihn dabei nur nicht mit Förmlichkeiten belästige und das Volk ihn ohne weiteres seiner Wege ziehen lasse. Vielleicht bekämen eine oder zwei Standespersonen die Erlaubnis, bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten ihm Gesellschaft zu leisten; aber alle weitern Gefälligkeiten vonseiten des Freistaates, sowie eines Privatmannes werde er sich verbitten. Einer Komödie, einem Konzert, einer ausgesuchten Damengesellschaft, auch einem Ball werde er beiwohnen, wofern nur nichts von alledem für ihn scheine veranstaltet zu sein. Schultheißen und anderweit hervorragende Personen sollten sich bei ihm nicht melden, um ihren Aufwart zu machen; dagegen möchten sie sich gefaßt halten, ihn bei Hause zu empfangen, wenn sie es am allerwenigsten vermutet. Sie thäten gut, den Gastwirten, allwo er etwa absteigen möchte, Vernunft einzuschärfen: der Fürst liebe,

mäßige Rechnungen durch Dukatenrollen und Bilder seiner selbst zu honorieren. Im übrigen sollten die Herren sich durchaus und unter allen Umständen nach den Winken einrichten, welche die Grafen Colloredo und Cobenzl ihnen geben würden.

In ähnlichem Sinne gehalten, aber ganz kurz, war die Verständigung, welche der kaiserlich-königliche Ministerresident Herr von Nagel im Auftrage Josephs von Wien aus den XIII Orten übermacht; Ehrenbezeugungen, Beschickung, Komplimentierungen, von was Gattung sie immer seien, sollten ein für allemal unterbleiben! Der Fürst gehe übrigens von Genf über Lausanne nach Schaffhausen. „Sans parler de Berne," schrieb alt Venner Rudolf Manuel seinem Tochtermann lakonisch. Und auch Ratschreiber Iselin in Basel fand diesen Umstand viel sonderbarer, als daß seine Stadt die Ehre nicht haben könne; da fügte er leichthin bei: „Nous nous en consolerons!"

Aber wann kam er nach Bern? Nagel hatte den 5. Juli für die Ankunft in Genf genannt; in Genf hinwieder hatte man ihn auf den 18. erwartet; am 14. spät abends langte der erwähnte Kurrier in Bern an und meldete, der Kaiser verfüge über einen eigenen Wagen und begehre keiner Postpferde; auf mehreres habe er nicht eintreten wollen, weder, wann er aufbreche, noch, welchen Weg er einschlage, noch, ob er in Bern anhalte. „So wären wir also trotz der Weisheit unseres Geheimen Rates so gescheit wie zuvor! Ihre Majestät macht sich ein eigenes Vergnügen daraus, uns zappeln zu lassen. Aber ich sag's immer: Er kommt uns auf den Hals, wenn wirs am allerwenigsten erwarten, und unsere Vorbereitungen sind umsonst!" So Manuel an den Eidam.

Joseph, das neunundzwanzigjährige Originalgenie auf dem Throne, liebte das hergebrachte Zeremoniell allerdings sehr wenig, weil er dadurch seine persönliche Freiheit beschränkt und für sein Gefühl, etwas ganz Besonderes zu sein, als andre, darin eine Beleidigung sah. Die ihn höchlich um seiner Bescheidenheit willen gerühmt, mochten doch wohl vergessen haben, daß die Vorschriften der Sitte oder Höflichkeit, für die einzelnen Gesellschaftsklassen ebenso verschieden wie bindend, je und je als eine Art von Sicherheitsvertrag gegolten haben, durch welchen beiden Parteien Rechte und Pflichten zugemessen sind, welche sie auch ohne weiteren Anstand erfüllen sollen. Aber dieser Fürst hatte, wenn er auf Reisen war, nun einmal die Gepflogenheit, den allgemeinen Voraussetzungen ein Schnippchen zu schlagen. Meinte man, er werde kommen, so machte er sich anderwärts zu schaffen; war man erfreut, den originellen Gast ungestört behalten zu können, so brach er unversehens auf.

Der ruhig überlegende Iselin ließ sich damals einem Freunde gegenüber vernehmen: „Ich fürchte, Josephs des II. Eitelkeit könnte größer sein, als seine Herzensgüte, sein Ehrgeiz brennender, als die Liebe zum echten Ruhme.“ Auf einem Fensterladen der alten Kaiserburg im Aargau hatte er von der Hand eines österreichischen Amtmanns die zwei Worte gelesen: Josephe, dormis? und darunter zwei Zeilen als Antwort wohl eines Angehörigen der Schinznacher Gesellschaft:

Sey Hirt von deinen Schaafen,
Schlaf wohl und laß uns schlafen!

In noch frischem Andenken auch war hierzulande die erste Teilung Polens, bei welcher Joseph besonders thätig gewesen. Und was der Leibarzt Johann Georg Zimmer-

mann, freilich erst 1778, als aufgehaschte Neuigkeit von Berlin der Berner Regierung mitteilte, der österreichische Hof habe bei den Westmächten eine Teilung der Schweiz angeregt und nur Frankreich dem Ansinnen entschieden sich widersetzt, ward an vielen Orten für wahr oder wahrscheinlich angesehen. Jedenfalls betrieben die Eidgenossen 1777 das Schutzbündnis mit Frankreich so eifrig, um angesichts der habsburgischen Vergrößerungsgelüste im Westen einen starken Rückhalt zu haben.

Der staatsmännische Takt Berns, welches doch nur zögernd den Vertrag mit Ludwig XVI. unterzeichnet hatte, gebot jetzt, dem Grafen von Falkenstein als einem Kaiser entgegenzukommen. Auf jeder Poststation zunächst der welschen Landschaft, war denn angeordnet, sollten vierundzwanzig Zug- und sechs Reitpferde für ihn zur Verfügung stehen. Den Gastwirten ward anbefohlen, einer reinlichen, guten und billigen Bedienung sich zu befleißigen. Überall, wo er etwa Halt machen könnte, sollten kenntnisreiche Personen zu treffen sein, welche seiner Neugierde zu genügen imstande wären. Von einem militärischen Empfange sah man ab, nicht minder von einer offiziellen Willkommenrede. Der regierende Schultheiß von Erlach, der die Würde eines Reichsgrafen und Reichskämmerers besaß, alt Venner Manuel und Obrist von Bonstetten erhielten den Auftrag, bei dem Kaiser, wenn er abgestiegen wäre, vorzusprechen und in der Weise, von welcher der erwähnte Vertrauensbrief aus Wien geredet, den Ausdruck seiner Wünsche zu erwarten. Sollte er aber, wie unter der Hand eingelaufene schriftliche Vernehmlassungen bestimmt voraussetzten, um die „Gletscher" zu besichtigen, ins Oberland gehen, so war der Schultheiß von Thun

angewiesen, für eine entsprechende stattliche Anzahl von Schiffen, welche die hohen Gäste nach Interlaken zu bringen hätten, gebührende Sorge zu tragen.

Die Amtleute beeilten sich, solchen Weisungen nachzukommen. Als denn am 14. Juli der Geheime Rat inbetreff der Postpferde Gegenbefehle erließ, trafen diese zu spät ein: Roß und Mann waren bereit, und in Lausanne hatten die jungen „Vorreuter" für den Anlaß sich schon mit neuen „Röcklein" versehen. Die Vorbereitungen zumal verursachten der Berner Staatskasse eine Ausgabe von 449 Kronen 10 Batzen oder 1123½ alten Franken.

„Der Herr Graf ist in der Nacht vom Montag auf den Dienstag von hier verreiset, und Er hat in der Frühe durch Copet und Nion gehen sollen," schrieb am 15. Heumonat der Genfer Korrespondent an die Zürcher „Monatlichen Nachrichten". In Rolle sah ihn Vinzenz Bernhard Tscharner vorüberziehen „wie einen vielleicht bedeutungsvollen Kometen". Mit entschiedenerem Kopfschütteln mag der Gastwirt von Wifflisburg nachgesehen haben, als die hohen Herren vorüberfuhren: der hatte auf zutrauensvolle Einkehr gerechnet und sein Haus von oben bis unten freundlichst putzen lassen, auch für stattlichen Vorrat sich angegriffen, was alles der Landesobrigkeit bald in einer demütigen Supplikation unterbreitet wurde. Der Kaiser und die Seinen machten erst in Murten Halt, wo eben ein freiburgischer Schultheiß der Vogtei waltete. Am folgenden Morgen frühstückten sie zu Kappeln. Schaulustiges Bernervolk aus allen Klassen stand bereits wartend an der Straße bis unten am Bremgartenwald beim Weyermannshaus.

Es waren alles in allem drei Fuhrwerke, „alte Teütsche Postchaisen", wie Frau May nach dem aargauischen Schlosse

Rued berichtete, jede mit sechs Pferden bespannt. Im ersten saß der Kaiser, neben ihm ein Begleiter. Der Wagen bewegte sich sehr rasch, der Wind half mit den Staub aufwirbeln. Hätte man nicht gewußt, daß ein so großer Herr einziehe, die Vermutung wäre auf einen gewöhnlichen nordischen Kaufmann geraten. Er trug Stiefel, eine graue Mütze, wie der in Geschäften Reisende, einen braunen Rock mit stählernen Knöpfen. Das Publikum fand sich getäuscht in dem ernst, ja sauer blickenden Mann. Der Graf von Falkenstein seinerseits war über den sich hinzudrängenden Pöbel unwirsch geworden und hatte dem Kutscher befohlen, gleich nach dem Gasthaus zum Falken zu fahren. Als man daselbst das Gepäck aus dem Wagen heben wollte, bedeutete er: es handle sich nicht um einen Aufenthalt, sondern um eine Durchreise! Eine Viertelstunde später ließen sich der Reichsgraf und -Kämmerer von Erlach, Herr Manuel und Herr von Bonstetten anmelden, „die ihn nicht von Standes wegen, sondern als Particularen besuchen wollten." Es ward ihnen ein sehr verbindliches Kompliment; aber grundsätzlich empfange er bei Reisen mit Rücksicht auf sein Inkognito keine Besuche; wenn er irgend jemandes bedürfe, so werde er sie davon in Kenntnis setzen! Mittlerweile war doch Auftrag gegeben worden, abzupacken. Er wollte in seinem Zimmer offenbar zuwarten, bis die Menge der Gaffer sich verlaufen habe. Von morgens 10 bis nachmittags 5 Uhr oder 6 war er, für sie unsichtbar, im Gasthof, schrieb Briefe, saß an der Tafel, schlief in einem Bett, welches er in dieser Weise sich hatte zubereiten lassen: Stroh, darüber ein mitgebrachtes Rentierfell gespreitet, und verkehrte mit seinem Bankier Zerleder in Geldangelegenheiten.

Das Volk stand derweilen um das Haus, auf der Straße, auf den Plätzen und erharrte sehnlich eine Gelegenheit, den Kaiser genauer zu betrachten. „Il me parait," meinte gutmütig ein paar Tage später ein Berner Patrizier in seinem Referat nach Clindy, „que si j'avais été Empereur, j'aurais donné la satisfaction de me faire voir par la fenêtre pour contenter ce public." Was einzelne Glückliche früher von ihm erspäht, teilten sie lauschenden Ohren mit. Man hatte einen überaus stattlichen Herrn erwartet, und nun hieß es, er sei zwar wohlgestalt, aber „rahn" und nur von mittlerer Statur. Nichts Leutseliges habe er an sich, verlautete es aus dem Falken, er sei im Gegenteil trocken, in seinen Worten sparsam, kurz, etwa kein Berner! Seine Gleichgiltigkeit gegen äußern Schein und Etikette jeder Art ward ins Fratzenhafte übertrieben; einzelne Witzlinge machten sich über ihn lustig.

Er hatte es in Frankreich jedenfalls darauf abgesehen, während seiner Reise unter einer Nation, die auf ihren feinen Ton, ihren schlagfertigen Geist, ihren Geschmack, ihre Mode sich nicht wenig einbildete, durch simple Natürlichkeit den Widerspruch hervorzurufen, oder, was bei einem Kronenträger wahrscheinlicher ist, sie eines Bessern zu belehren: zu Bern aber herrschte damals, unter den jüngern Leuten von Stande wenigstens, ausgesprochen französische Bildung, welche mit dem derbprosaischen und im Grunde doch sehr warmherzigen Wesen der Alten und des Volkes wenig gemein hatte — daher hier der ungleiche Eindruck des Kaisers. Niklaus Emanuel Tscharner hatte sich nicht verdrießen lassen, zwei Stunden auf die Erscheinung des Kometen zu warten, dessen Kern er wahrlich nicht unterschätzte; dieser

vernahm aus dem Munde eines Mädchens, welches vor ihm auf den Zehen sich wiegte, das zu einer Nachbarin gesprochene bezeichnende Wort: „Es ist mancher in Bern, der mir besser gefiele." Tscharner war wohl derselben Ansicht.

Um halb sechs Uhr endlich verließ der Kaiser den Falken, nicht zwar, um auf dem Münsterplatz eine Promenade zu machen, worauf die Menge gerechnet, sondern um dem, wegen seiner Reichhaltigkeit und guten Ordnung berühmten Zeughause einen längern Besuch abzustatten. Diesmal fanden Zeugherr Stürler und Altvenner Manuel freundlicheres Entgegenkommen. Sie wußten nachher von seiner Artigkeit fast ebensoviel zu berichten, wie von seinem ungemein kenntnisreichen Interesse für tausenderlei Dinge. Er erkundigte sich u. a. nach der bernischen Polizei- und Zivilverwaltung und stellte über die neue Allianz mit Frankreich ganz heikle Fragen: zu allem Glücke, erzählt der ältere Tscharner, fand er in Manuel einen unterrichteten und, was mehr heißen will, einen klugen und weisen Mann. Wie groß die Staatseinkünfte seien? Dem Altvenner kam das Ding etwas kitzlich vor, und er wollte nicht „ausrucken". Einem andern Reisenden sofort aufzuwarten, wäre nicht schwierig gewesen. Aber hier hatte man einen vielleicht sehr nachdenklichen, ja gefährlichen Potentaten vor sich, der zudem unten im Lande Grenznachbar war. Endlich, als der Graf auf einer Antwort bestand, nannte Manuel als Betrag 600,000 Livres, „darauf jener lächelte". „Euer Volk muß reich sein," beruhigte Cobenzl; „während anderwärts die Unterthanen die Hälfte ihres Einkommens dem Staat als Steuer entrichten, bezahlen Eure Leute den Zehnten." Als Joseph das Bild Tells und seines

Knaben erblickte, warf er das Kompliment hin: „Das ist das Sinnbild Eurer Freiheit; Ihr seid glücklich; trachtet es zu bleiben!“ Inwieweit das dem Kaiser ernst war und wie es aufgenommen wurde: darüber hat der Altlandvogt von Schenkenberg keine Mitteilungen gemacht. Auch das „Schallenhaus“ Berns, eine Art von Zucht- und Arbeitsanstalt, sah den Grafen von Falkenstein in seinen Mauern. Manuel hatte über diesen Teil der Staatsverwaltung Gedanken, welche erst in unsern Tagen allgemeine Billigung erhalten: er wird, soweit es thunlich war, dieselben dem humanen Habsburger gegenüber zum Ausdruck gebracht haben.

Und jetzt gings wieder in den Falken, und dann wurde, abends um sieben oder halb acht Uhr, Haller aufgesucht. Den Helvétius in Paris hätte Joseph gemäß seiner eigenen Aussage „so gern gesehen und mit ihm gesprochen,“ doch der Freund Friedrichs II. war lange tot; Voltaire stand noch zu haben: aber, das wußte Haller, der junge Kaiser „durfte wegen der Frau Mutter nicht; die sieht in Voltaire den Feind der Religion“, oder „weil“, wie man in breitern Schichten urteilte, „das Böse, das er in der Welt verursachet, durch das Gute nicht ersetzet werde.“ Der alte Herr, welchen Europa als großen Gelehrten, Weisen und Dichter, Bern als „Salzdirektor“ kannte und ehrte, war sehr schwach und mußte seinen hohen Gast im Nachtrock empfangen. Dieser hatte bei sich die erwähnten Grafen von Cobenzl und von Colloredo, sodann auch Ludwig von Belgiojoso; aus Bern war neben Zerleder bei dem Besuche nur noch N. A. Kirchberger von Gottstatt; er hat darüber etliche Wochen später an Freund Isaak Iselin mit kurzen Worten Nachricht gegeben. Die umfassendste Beschreibung stammt

jedenfalls aus der Feder des Baslers Christian von Mechel (Deutsches Museum von Dohm und Boie für 1779). Der mochte den Thatbestand wenige Tage, nachdem Joseph bei Haller gewesen, entweder aus dem Munde des Kaisers oder von einem Begleiter desselben erfahren haben. Er berichtet folgendermaßen:

„Haller, niedergebückt von Alter und Krankheit, lebte ganz auf bei Josephs Anblick. Er hatte Gegenwart des Geistes, Stärke und Heiterkeit, und erweckte durch seine lebhafte Unterhaltung bei dem Monarchen ebensoviel Verwunderung als Vergnügen. Er war mitten in seiner Arbeit, als der Kaiser in sein bescheidenes Zimmer trat. Haller sprach zuerst und sagte: „Gnädiger Herr, Sie erweisen einem sterbenden Greis zu viel Ehre.“ Der Kaiser, der ihn ganz mit Papieren und Büchern umgeben sah, fragte gleich: ob ihn die Arbeit nicht zu sehr ermüde? Haller erwiderte: die Arbeit sei sein einzig Labsal; dadurch allein vergesse er zuweilen seine Gebrechen. „Dichten Sie noch?“ fuhr der Kaiser fort. „Das war meine Jugendsünde,“ antwortete Haller; „Herr von Voltaire allein macht Verse im achtzigsten Jahre.“

Nun wandte sich das Gespräch auf medizinische Gegenstände, auf praktische Fälle, auf van Swieten und de Haen. Haller war sehr gerecht gegen die Verdienste dieser großen Männer, vergaß aber doch nicht ganz seine mit denselben gehabten Streitigkeiten. Sonach kam der Kaiser auf Göttingen, auf die dortige Societät der Wissenschaften und ihre Einrichtung, endlich auf den Zustand der Gelehrsamkeit überhaupt, und zumal auf einige deutsche Gelehrte. Haller sprach von diesen Gelehrten mit vieler Billigkeit,

auch mit Nachsicht, wo es nötig war, und von sich selbst mit der größten Bescheidenheit, indeß der Kaiser sich gegen ihn immer auf die liebreichste und leutseligste Art ausdrückte.

Dieser merkwürdige Besuch dauerte eine Stunde. Der Eindruck, den er bei dem Monarchen und seiner Gesellschaft zurückließ, war außerordentlich und verbürgte die vollkommenste Achtung für Haller und das unauslöschliche Andenken. Einige Tage nachher sprach der Kaiser in Basel von Haller mit dem lebhaftesten Vergnügen, schätzte den Anlaß, ihn gesehen zu haben, und sagte oft: „Ja, das ist ein Mann! Wie wenige sprechen mit einer so männlichen Beredsamkeit und mit so viel Würde; wie wenige habe ich gekannt, bei denen ich so ganz den großen Mann sah, und den Mann von Rechtschaffenheit; wie wenige so geistvoll in Bildung, Stimme, Geberde und Ausdruck! Nie werde ich diese interessante Stunde vergessen. Wie schade, daß der Verlust dieses großen Mannes so nah' ist."

Wenn diese für die Schweiz und den Monarchen gleich schmeichelhafte Darstellung mehr Licht auf Haller zu werfen scheint als auf seinen Gast, so erfahren wir durch briefliche Notizen aus jenen Tagen das eine und andere, was zu einer Beleuchtung des letztern dienlich ist.

„Der Herr war sehr herunterlassend," rühmt Haller. „Man sagt sonst, er frage unendlich viel; mich hat er nichts gefragt und mehrernteils von Wien, von dortigen Gelehrten, von der Inokulation und drgl. gesprochen. . . . Einen guten Verstand und deutliche Begriffe schien mir der Herr zu haben, vielleicht auch ein Bewußtsein seiner Größe und kein Gefallen an Widerspruch. . . . Gegen mich war der Herr durch und durch herablassend, vernünftig, und hielt die Mittelstraße

zwischen Schmeichelei und Stolz ganz recht." Er hätte, so versicherte Haller seinem Schwiegersohn F. L. Jenner, den Grafen von Falkenstein sehr unterrichtet und wider alles Erwarten befähigt gefunden, eingehend über Dinge sich auszusprechen, welche geradezu Spezialitäten der Arzneikunst (des matières relatives à la plus subtile médecine) seien. Kirchberger nahm nicht Anstand, sich auch in das Gespräch der beiden zu mischen. Da nötigte ihn der Kaiser zu bekennen, daß er hiezu doch kein Recht habe, indem er ja nicht Arzt sei. Der Eindruck, den jener bei diesem Berner Ratsherrn hinterließ, war ein zweifelhafter; er fragte sich, ob der auffallend energische Fürst nach wahrem Ruhm oder darnach trachte, Europa einmal auf den Kopf zu stellen?

Daß Joseph bei Haller vorgesprochen, betrachteten ruhig denkende Zeitgenossen als ein schönes, vielleicht das vollste Lorberreis in dem Ruhmeskranze des Gelehrten: die Parze habe zugewartet, bis ihm noch der Genuß des höchsten Ruhmes geworden, urteilte der Dichter J. Chr. Heilmann; der hochgebildete Sinner von Balaigues erwähnte schlicht und groß auf der marmornen Gedenktafel im Hallerhause der Thatsache des kaiserlichen Besuches. Die Vaterstadt hatte den Ankauf der Hallerschen Bibliothek abgelehnt; Joseph erwarb sie später zu Handen dreier italienischer Städte.

In später Abendstunde sah das Volk den Grafen auf der Laube des Falken sich ergehn. Dann verschwand er in das Haus; es galt, frühmorgens in aller Stille aufzubrechen. Man riet ärgerlich hin und her. Endlich verlautete aus dem Gasthof die Kunde, er werde „den Michi" heimsuchen. Noch während der Nacht verließen viele die Stadt, um in oder noch vor Langnau endlich einmal zu erlangen, wonach sie bisher vergeblich getrachtet hatten.

In jenem Emmenthalerdorfe hatte seit langen Jahren der damals greise Naturarzt Michael Schüppach sein Wesen. Überall in ganz Europa war der Wundermann wegen eines eigentümlich einfachen und auffallend pünktlichen Heilverfahrens bekannt. Einzelne Männer der Fachwissenschaft verhöhnten ihn; zahllose Kranke aus den untersten und obersten Ständen vertrauten sich ihm an; neugierige Reisende aus allen Ecken der Welt pilgerten in das Emmenthal. Auch Joseph II. meinte, zu einer rechten Schweizerreise gehöre jedenfalls eine Besichtigung und Auskundschaftung dieses „Médecin de la Montagne", wie man in Paris das Landwunder nannte.

Bevor er aber der ehemaligen Reichsstadt den Rücken kehrte, wollte er daselbst noch ungestört von dem „Kirchhof" aus die ganze Herrlichkeit der Landschaft genießen. Um vier Uhr morgens sah man ihn dort „ein paar Kehren" auf und nieder machen. Ob er auch wohl der Zeiten gedacht, wo ein kriegerischer Ahnherr in diese Stadt nach dem blutigen Strauß an der Schoßhalde einen ganz andern Einzug gehalten und dem damals noch ganz jungen Bären grad ins Gesicht geschaut? „O, die Toten wollen wir lassen in Gott ruhen!" wehrte er bald darauf historische Erinnerungen ab. Die josephinische Epoche hat wenig Anwandlungen verspürt, in der Vorzeit sinnend sich zu verlieren. Bald eilte Rudolfs Urenkel die Kramgasse hinauf zum Falken, und um fünf Uhr saß er schon wieder in seinem Reisewagen.

In seinem Reisewagen: denn der „Lehenkutscher", welcher ihn nach Langnau zu führen bestellt worden, hatte soeben Befehl erhalten, abzuspannen. Die sieben oder acht ver-

wünschten Berner Fuhrwerke mit ihren neugierigen Damen und Herren mochten jetzt unterwegs für andere Sehenswürdigkeiten benutzt werden! Auch das Volk, das den Falken umstand, war in so früher Morgenstunde sicherlich nicht, was die Zürcher „Nachrichten" ihren Lesern weis machen wollten, „wie allenthalben, unerschöpflich über Josephs unerschöpfliche Qualitäten". Zu den fraglos Wohlbefriedigten aber gehörten der Falkenwirt Henriot, das Gesinde und der verabschiedete Mietkutscher: jener hatte für seine gut angebrachte, vorschriftsmäßige Bescheidenheit statt der verlangten zwölf und einen halben 25 Louisd'or, die Dienerschaft fünf und der Schwager Postillion für seine nicht eben große Mühewaltung sechs Schilddublonen erhalten. „Auch Joseph," konnte N. E. Tscharner an den Basler Iselin vermelden, „hat bey seiner Abreise sehr vergnügt sich bezeugt."

Die Häupter des löblichen Standes Bern jedoch überließen sich wegen des meteorartig aufgetauchten und aus dem Gesicht entschwundenen Monarchen gerechtermaßen ernstem Nachdenken. Zwischen dem Leman und der Reuß hatten sie alles und jedes bis ins kleinste hinein sorgsam geregelt und meinten darum, irgend auf Anerkennung zählen zu dürfen. Für Mißstände unter dem steuerzahlenden Volk hatten sie einen scharfen Blick sich bewahrt und manchem redlich abgeholfen. Mit den gebildeten Leuten, welche nicht regimentsfähig zu sein das Unglück hatten, war gewiß noch keine Auseinandersetzung ernstlich versucht worden. Daß ein anderer Geist dort wehe, als ehedem, hatte freilich der „Burgerlärm" schon gezeigt. Dazu Voltaire, Rousseau, die Schinznachergesellschaft, die Geschichten zu Genf. Und nun kam

dieser Joseph unter fremdem Namen, was jedem Standeshaupt schon auffällig sein mußte, mit seinem gegen aller legitimen Gewalt sauren Gesicht, er, der am liebsten wieder bei dem Naturzustand, aber als Alleinherrscher, angefangen hätte! Wie hatte er in der Waadt die Blicke der Modernen auf sich gelenkt! Waren daselbst doch von einem, der schwerlich jemals beim Aufzug eines Bailly den Pegasus bestiegen, diese Verse auf ihn gemacht worden:

Ne rencontrer partout que des adorateurs,
Se dérober à leurs justes hommages,
Faire du bien, s'instruire, gagner les coeurs —
C'est l'histoire de son voyage!

Ja, eben die Landvögte — „er ist ein Feind aller Landvögte, aller durch Kleidung sich auszeichnenden Ständen; große Perücken, Mäntel, Degen an den Burgeren soll er nicht dulden können." Altlandvogt Tscharner fand das „klein und thorrecht" und seine Mutter, die „Hofmeisterin", geradezu komisch. „Die Welt ist ein Schauplatz," sagte diese Bernerin, „das Leben ein Lustspiel, wo jeder, der eine Rolle zu spielen hat, seinem Charakter gemäß soll gekleidet sein. Wenn sich die Personen nicht durch ihre Kleider auszeichneten, so würde man die wenigsten kennen." Nicht viele Berner, so wenig sie auch auf dem Inkognito ihrerseits hielten, mögen damals zu solchen philosophischen Erwägungen sich aufgeschwungen haben. In dem, was sie zu Ungunsten Josephs von Falkenstein enthalten, liegt aber sehr viel Wahres.

Als dieser auf der Burgdorfer Straße an den Punkt kam, wo links die alte Chaussée abzweigte, zu beiden Seiten herrliches Ackerfeld, schlug er mit seinem Gefolge die Richtung nach Jegenstorf und Solothurn ein. Zu Lohn, der

allererſten Ortſchaft auf ſolothurniſchem Gebiet, hielten ſie an, um den kalten Braten, den man aus dem Falken mitgenommen, als Frühſtück zu verzehren. Vor dem Wirtshauſe ſaßen zwei Bauern, welche auch ihrerſeits Mahlzeit hielten. Er in ſeiner wiedergewonnenen Leutſeligkeit grüßte und fragte, wie ihnen der Morgenimbiß ſchmecke? „Ganz gut!“ war die Antwort. Nun ließ er ſich ein Stück ſolchen Brotes reichen und koſtete. „Wills glauben; iſt ſchön und gut Brot. Woher ſeid Ihr?“ — „Von da herum!“ — „Habt Ihr auch einen Landvogt?“ — „Ja.“ — „Wie ſeid Ihr mit ihm zufrieden?“ — „Gut!“ — Jetzt nahte ein Fremder, der ihm nachgefahren war, in reich verbrämtem Rock mit blauem Ordensband. „Que désirez-vous?“ rief Joſeph ihm über die Achſel entgegen. Jener ſtammelte einige Worte. Aber der Kaiſer ſchnitt ſcharf den Faden des Geſprächs ab: „Je ne donne pas d'audience ici!“ und ließ den Herrn verlegen ſtehen. Derartige Abenteuer verfehlten nicht, die Perſönlichkeit des Fürſten volkstümlich zu machen; Tieferblickende meinten, es ſei ſeine Abſicht, keinen Mittelſtand zwiſchen ſich und dem Volke zu dulden, ſeine größte Freude beſtehe darin, was ſich groß achte, zu demütigen. Das war auf Königsthronen nichts Unerhörtes, zumal im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus. Die Berner verſtanden den Grafen übrigens gerade darum ſehr wohl, weil ſie ihrerſeits ſo ziemlich nach denſelben Grundſätzen verfuhren.

Der Stadt Solothurn, deren Bewohner im vorigen Jahrhundert unter allen Schweizern als die geſittetſten und gegen Reiſende als die zuvorkommendſten galten, wurde keine weitere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Am neuen Münſter

vorbei ging die Fahrt ungesäumt nach Wiedlisbach. Es war Essenszeit. Unter der Thür des Gasthauses empfing die Wirtsfrau den Monarchen mit Bückling und Kratzfuß: „Es ist mer gwüß leid, Herr Chaiser, daß mer's nid besser gä chen, mer händ just d'Wösch. Aber der Herr Chaiser wird's scho bigrihffe; er weiß ja wol, wie n'es isch, wenn d'Frau Chaiseri albez d'Wösch het." In dieser Weise läßt die mündliche Überlieferung eine Bernerin den Kaiser daran erinnern, daß in jedem Heim von Zeit zu Zeit etwas passiere, worüber kein hauserfahrener Gast sich aufhalten werde. Noch am selben Nachmittag bogen die fremden Chaisen in die Klus ein, dann von der alten Falkenstein rechts auf die eigentliche Hauensteinstraße. Auf der neuen saß damals ein Landvogt, für den Grafen Grund genug, das Auge nicht allzu lange hinüberschweifen zu lassen in die prächtige Felsenwildnis. Erst zu Langenbruck, fast auf der Mitte des Bergpasses, im Baseler Amte Waldenburg gelegen, gönnte er sich und den Seinen Rast.

Der Wirt des Marktfleckens, bei welchem sie über Nacht blieben, war nur ein Bauer, aber wegen seines tüchtigen Wesens von den Baslern mit dem Amt eines Meyers betraut. Jedenfalls hatte der Fürst mit seinen pulsfühlenden Fragen an den Unrechten sich gewendet. Es wurde wieder die Rede von dem aristokratischen Regiment, auf welches der Monarch so übel zu sprechen war. „Woher kommt es," wollte er von dem Mann erfahren, „daß hier zu Lande die Bauern keinen Anteil haben an der Regierung, wie in den demokratischen Orten der Schweiz?" Der Landschäftler hatte kaum noch ernstlich spekuliert über natürliches und historisches Recht, und sein gesunder Sinn hieß ihn in unvergleichlicher

Weise antworten: „er wisse das nicht recht zu sagen; es sei schon so gewesen, bevor er auf die Welt gekommen." Auch hier machte der doktrinäre Graf seinem Ärger über Bern Luft: alles hätte er daselbst sehr schön gefunden; aber Zweihundert fräßen den ganzen Kanton! Einige Jahre später fand Spazier im Gastzimmer zum „Bären" das Bildnis des Habsburgers.

Als Joseph II. am Samstag neun Uhr vormittags die Stadt Basel betrat, geriet er gleich wieder in etwas aufgebrachte Stimmung. Eine arme Frau Glosset, welche mit den Karthäusern wegen eines beträchtlichen Erbes im Streit lag, hatte vor ihm einen Fußfall gethan, damit er ihr zum klaren Recht verhelfe; andere suchten den Grund des Mißbehagens in dem Umstande, daß der gute Markgraf von Baden-Durlach, der damals in seinem neuen Palaste zu Basel weilte, bei ihm sich melden ließ. Das Inkognito war jedenfalls gebrochen. Gaffendes Volk umdrängte vor dem Gasthause zu den „Drei Königen" den fürstlichen Wagen und fand sich wenig geschmeichelt, als der Herr mit derben Ausdrücken des Unwillens die Zudringlichkeit abwehrte. Nach dem Vorgange Berns hatte der Rat „jemand" beauftragt, im „Wirtshaus" die Befehle des Grafen zu vernehmen, falls Anstalten wegen Besichtigung einiger Merkwürdigkeiten oder sonst nötig wären. Die Antwort war ablehnend. Es hieß, der Graf würde nicht ausgehen und um elf Uhr wieder abreisen. Die drei Freunde Iselins, welchen er über diesen Besuch briefliche Mitteilungen machte, erfuhren aus seiner Feder nicht, wer der Jemand gewesen: erst durch Peter Ochs, der in seinem Referate doch trefflich zu vertuschen verstand, ist der Name genannt worden (1821): es war

der Ratschreiber selbst. „Vermutlich," hielt der diplomatische Historiker für nötig beizufügen, „beging der Wirth den Fehler, eine Rathsdeputation anstatt Isaak Iselin anzumelden. Denn Iselin war gewiß einer von denen, die Joseph suchte." Vermutlich wollte Ochs damit den Baslern eine Lektion erteilen, wie Joseph sie den Bernern gegeben, als er den Reichsgrafen und Kämmerer samt Begleitung ablehnte und zu Haller ging. Jedenfalls war Iselin nicht verunehrt, daß der Kaiser, welcher übrigens nur kurze Zeit weilen wollte, ihn unbesucht ließ; er war auch zu sehr Patriot und gesetzter Menschenbeobachter, um so unbedingt für Josephs Ideen zu schwärmen, wie Peter Ochs. „Wenn nur Gott," schrieb er einige Tage später an Hauptmann Frey, „Maria Theresia ein langes Leben, Ludwig dem XVI. aber gute Generale und geschickte Feldherren gibt!"

Der Graf von Falkenstein mochte durch seinen Geschäftsträger, den Herrn von Nagel, Kunde erhalten haben über die Blüte der Basler Seidenindustrie. Gab es doch damals in der Stadt etliche zwanzig Seidenfabriken, aus denen über 400,000 Gulden Arbeitslohn alljährlich auf die Landschaft floß. Solche Dinge beschäftigten den landesväterlichen Monarchen zunächst. Welches war die innere Einrichtung der Fabriken, der Einfluß des Gewerbes auf die sozialen und sittlichen Verhältnisse, wie stellten sich Industrie und Ackerbau zu einander, warum wollte die Industrie in den benachbarten österreichischen Ländern nicht recht gedeihen? Diese und hundert andere Fragen richtete er an den Fabrikherrn Jakob Sarasin, in dessen Haus er samt etlichen Herren aus seinem Gefolge sich verfügt hatte. Sarasin erstaunte über die eingehenden Kenntnisse, die Joseph im Fache der Seiden-

industrie besaß; die zuletzt erwähnte Frage beantwortete er kurz: „Wir sind von allen Abgaben frei, der Kaufmann und die Arbeiter.“ Was jener darauf erwidert, wissen wir nicht. Der Dichter Lenz aber beglückwünschte den gastlichen Freund, daß „ein solcher Schinken in seinem Kamin“ gewesen.

Diese Besprechungen dauerten länger, als der Besuch der übrigen Sehenswürdigkeiten Basels. Der Kupferstecher und Kunsthändler Ch. von Mechel konnte den Grafen nur mit Mühe veranlassen, einen Gang auf die Bibliothek zu machen. Die Holbeinschen „Gemäl vom Leiden Christi“, dessen übrige biblischen Bilder und der Totentanz wurden kurz abgethan: „Votre Holbein n'est pas mon homme!“ sagte er achselzuckend, und als man in das Haus ihn führen wollte, wo vor Zeiten Kaiser Rudolf gewohnt, ging er gleichgültigen Blickes weiter: „C'est bien!“ Im Hause Mechels, vor dem wieder ein „entsetzliches“ Gewühl wogte, gesellte der Markgraf sich bei; man verdeutete ihm, der Monarch sei verdrießlich über die unerwartete Länge des Weges. Möglicherweise war der Grund ein anderer; wenigstens ließ der Graf sowohl seinen fürstlichen Bruder, als dessen ältesten Sohn in Mechels Wohnung völlig unbeachtet, worauf dann ein frostiger Abschied folgte. Der Künstler dagegen fand soweit Gnade, daß Joseph ihn einlud, in den Gasthof ihm zu folgen. Bei den guten Baslern machte das gehöriges Aufsehen. „Ob er in That und Wahrheit mit ihm zu Tafel gesessen oder nicht?“ fragte Hauptmann Frey elf Tage nachher sehr ernsthaft; „das würde den Kopf ihm nicht übel verrücken!“ Iselin hatte darum sich wenig bekümmert, konnte aber an der Hand von später eingezogenen Erkundigungen den Freund in Saarlouis doch versichern: „Mechel ist bei Tafel gewesen und an

des Grafen Seite gesessen — aber gespeist hat er nicht!“ Um zwei Uhr nachmittags verließ der Kaiser Basel und die Schweiz und wendete sich rheinabwärts seinem Freiburg zu.

Was für einen Eindruck hatte der Graf von Falkenstein im April, als er, am Anfange seiner Reise, zwei volle Tage der Karlsschule widmete, auf den noch nicht achtzehnjährigen Elèven Johann Friedrich Schiller gemacht!

Ja! ruft mit jauchzendem Getümmel:
Er ist's, er ist's, vom hohen Himmel
Zum Wonnetag uns zugeschickt;
Ihr sahet ihn! Welch seltnes Glücke!
Wem bleibt nicht jeder seiner Blicke
Tief in die Seele eingedrückt!

So ließ der Jüngling, dessen Brust von einem kreisenden All mit allmächtigem Streben geschwellt war, damals des Liedes Stimmen erschallen.

Jahrzehnte vor der großen Revolution hatten ihre Ideen ost- und westwärts vom Rhein und Jura nach Gestalt und Ausdruck gerungen. Gedanken sind auf das Schaffot gebracht, Gedanken aus der Feuertaufe ungeheurer persönlicher Schmerzen gehoben worden. Und Joseph trat auf die Bühne der Welt, als ob er Richter und geborener Führer wäre und mit ihm über Nacht ein neuer, herrlicher Abschnitt der Weltgeschichte beginnen sollte.

Ob seinen Negationen, die keinerlei Widerspruch duldeten, erschraken aber die Männer in Bern, erschrak Iselin in Basel: jene, weil er mit dem Nachdruck äußerer Macht ausgestattet war, dieser, weil der Imperator für eine Regeneration von innen heraus weder Geduld noch Verständnis besaß. Es kam ihnen vor, als wäre ein erstes Donnergewölk, der Vorbote schwerer Wetter, über die alte Eidgenossenschaft ge-

zogen. „Aus den Augen dieses Mannes spricht keine milde Seele!“ hatten schon vor einigen Jahren die Venezianer gesagt.

Er konnte freilich auch sehr huldvoll blicken, wenn er vor verwandten Seelen sich wußte, wenn er Ideen angestrebt fand, die seinem Systeme sich einfügen wollten. Mit vieler Güte empfing er am 22. Juli zu Freiburg den Fabeldichter Pfeffel, der von Kolmar her an der Spitze seines philanthropinischen Instituts über den Rhein kam, um den „edlen Joseph, der sich so sehr über den gekrönten Pöbel erhebt,“ nicht etwa zu sehen, war er selber doch blind, aber um dessen nächste Nähe zu genießen und seine Eleven ihn anstaunen zu lassen. „Er nahm uns,“ berichtete er an Jakob Sarasin, „sehr gnädig auf, fragte uns alles aus, wollte sogar die Geschichte meiner Gesichtsberaubung wissen, empfing einen Plan und eine Liste unserer Schüler und entließ uns, nachdem er mir das rührendste Kompliment gemacht hatte, das, außer den Klängen der Freundschaft, jemals in mein Herz erschollen ist. Der Kommandant, ein verdienstvoller General, mit welchem Lerse (Pfeffels Mitdirektor der Anstalt) und ich, in Gesellschaft der Fürsten von Fürstenberg und von St. Blasien speisen mußten, ließ uns von allen Schildwachen das Gewehr präsentieren, bei denen wir mit der Truppe vorbeigingen, und der Kaiser selbst sah uns nach, soweit seine Augen reichten. Schade, daß der Mann, der's bei seinen Verdiensten nicht nötig hätte, ein Monarch ist! Doch nein, Gottlob, daß er es ist! Er kann noch viel Glückliche machen.“ Pfeffel fühlte bei der Unterredung mit Joseph ein solches Behagen, daß er auf dem Punkte war, jenen an einem Knopfe seines

Rockes zu fassen, wie er dies zu thun pflegte, wenn er mit Bekannten in vertraulichem Gespräch war.

Drei Tage später befand sich der Kaiser wieder in Kleinbasel. Auf die andere Seite des Rheins kam er nicht und fuhr gleich hinauf nach Waldshut. Mechel trat in seine Begleitung und empfing den Auftrag, in Wien an der kaiserlichen Gemäldegallerie seine Kunstkenntnis zu bethätigen.

Wie so oft, ist auch hier die Sage in eine Lücke der Geschichte getreten und hat erzählt, Joseph sei, einem menschlich naheliegenden Gefühle der Pietät folgend, auf den Wülpelsberg gegangen, wo seines mittelalterlichen Ahnherrn Wiege gestanden und, wie der sonst so sorgfältige ältere G. Meyer von Knonau, ich weiß nicht, nach was für einer Quelle, versichert, habe einen Stein zu sich gesteckt und „dadurch viele schweizerische Gemüther beunruhigt, weil damals ein reisender Monarch etwas außerordentliches und jede Bewegung des rührigen Kaisers ein Gegenstand der Besorgnisse war." So treffend die Begründung der Thatsache sein mag, historisch ist diese nicht. Die Schinznachergesellschaft hatte in ihrer letzten Jahresversammlung die Möglichkeit eines Besuches gewiß ins Auge gefaßt und ein Mitglied derselben seine schönen Gefühle darüber auch einem Fensterladen der alten Burg anvertraut. Die Zeilen, welche bei Maria Theresias Sohn ein charakteristisches Lächeln hervorgerufen hätten, sind auf uns gekommen und lauten so:

„Ach edler Graf von Falkenstein,
Doch edler viel und weiser,
Als alle Grafen groß und klein,
Mit einem Wort, Herr Kayser!

O, könnt' ich ungesehn dich sehn
In diesen großen Trümmern stehn
Und dürft' ich sichtbar dann dich flehn,
Mit mir nach Schinznach hinunter zu gehn,
Wo Söhne der Freyheit in feyrlichen Liedern
Sich jährlich zum Tode für Freyheit verbrüdern —
O Kayser; da wär's um dein Herze geschehn,
Du giengst auf die Seithen und sprächest: „wie schön!"

Darunter stand der Zusatz: „den 13. May 1777. Lavater."

Teils in Privatangelegenheiten, teils, weil Zürich leider doch auf die Anwesenheit Josephs verzichten mußte, begab sich Lavater rechtzeitig nach Waldshut. Er besaß zwar eine Silhouette des Kaisers, aber das Auge des menschenfreundlichen Physiognomikers wollte gern mehr sehen. Mechel machte die beiden Originalgeister mit einander bekannt, als sein Herr den 26. Juli morgens um halb sechs Uhr mit dem Aufbruch beschäftigt war. Launig knüpfte die Majestät den zimtfarbenen Rock zu: „Sie sind ein gefährlicher Mensch . . . man muß wohl verwahrt sein, wenn man Ihnen zu nahe kommt!" Das Gespräch drehte sich natürlich um physiognomische Sachen. Der Kaiser offenbarte auch auf diesem Gebiete des Wähnens und Wissens guten Verstand und wollte auf seinem eigenen Gesichte schon „den Ausdruck von Vernunft und Witz, auch wohl von Mut und Tapferkeit bemerkt" haben, worin Lavater ihm beipflichtete. Von Zürich wußte der Kaiser, außer daß es Seidenstoffe fabriziere, nicht viel; Geßners Idyllen hielt er hoch. Lavater fand den Wunsch des Monarchen, „man sollte in der Religion wieder zusammenkommen, wir einen Schritt, Sie einen Schritt" besonders interessant.

Noch einmal berührte die Reise Josephs den Schweizerboden, im Kanton Schaffhausen. Da wollte er die Gelegenheit, den Rheinfall anzuschauen, nicht ungenützt lassen. Er genoß das wunderbare Naturschauspiel zunächst von einem Landhaus aus. Mittlerweile sammelten sich auf den umliegenden Hügeln viele Zuschauer, man sprach von etlichen Tausenden. Die folgten mit den Augen dem hohen Herrn, als er zu Fuß durch die Reben nach dem Schlößchen Wörth hinunterschritt, dort mit seinen Begleitern die Weidlinge bestieg, nach dem jenseitigen Ufer schwebte:

„Wie war uns, da nun Ihn die Fluten trugen,
Der vieler Völker Wohlfahrt trägt,
Und brausend um ihn her an seinen Nachen schlugen,
Vom Felsensturz bewegt!

Er, unerschrekbar grösseren Gewittern,
Sah wundernd, doch mit Ruh empor;
Ihm war der Donnersturm, vor dem auch Starke zittern,
Music in seinem Ohr.

— — — — — — — — — — — —

Uns schlug die Brust, bis er zurück vom Strande
Des Schaum-erfüllten Flusses war,
Und nun nicht länger mehr, was aller Herz empfande,
Nicht Sorge der Gefahr;

Nur freudiges, bewunderndes Entzücken
Die Herrschaft in der Seele nahm,
Da Joseph, Joseph, huldreich, sichtbar allen Blicken,
Durch unsre Reihen kam. (J. J. Altdorfer.)

Das Jubeln der Menge rührte freudig sein, von übermächtiger Elementargewalt schon erschüttertes Herz; was er auf der ganzen Schweizerreise sonst nie über sich vermocht, gewährte der Graf von Falkenstein jetzt den guten

Schaffhausern: als der kaiserliche Wagen sich wieder in Bewegung setzte, stand Joseph II. in demselben eine ziemliche Strecke aufrecht, „um jedermann das Vergnügen zu verschaffen, Ihn deutlich zu sehen." So entschwand er, wie die scheidende Königin des Himmels, von Ferne noch „liebreich grüßend", allgemach den Blicken.

J. Keller, Seminardirektor,
in Wettingen.